

Pier Paolo Pasolini

Dichter der Asche

Deutsch von Moshe Kahn

Ich bin einer,
der wurde in einer Stadt voller Bogengänge geboren, 1922.
Bin also vierundvierzig, man sieht's mir nicht an
(gestern erst haben mich zwei, drei Soldaten in einem Nuttenwäldchen
für vierundzwanzig gehalten – die armen Kerle,
sie hielten einen kleinen Jungen für gleichaltrig mit ihnen);
mein Vater ist '59 gestorben,
meine Mutter lebt.
Noch immer weine ich, jedesmal, wenn ich dran denke,
über Guido, meinen Bruder:
er war Partisan, von anderen Partisanen erschossen, von Kommunisten,
(er gehörte zur Partito d'Azione, doch nur, weil ich ihm dazu riet
er hatte den Widerstand als Kommunist begonnen),
auf den Bergen, den verfluchten, einer gerodeten
Grenze mit kleinen grauen Hügeln und trostlosen Voralpen.
Gedichte habe ich mit sieben Jahren zu schreiben begonnen:
doch ich war nicht frühreif, nur fest im Willen.
Ich bin ein „Dichter von sieben Jahren“ gewesen –
wie Rimbaud – doch nur im Leben.
Jetzt, in einem Ort zwischen dem Meer und den Bergen,
wo sich gewaltige Gewitter entladen, wo es winters viel regnet
und man im Februar die Berge so klar sehen kann wie Glas,
gleich hinter den nassen Zweigen, und dann Primeln an den duftlosen
Gräben erblühen und sich im Sommer kleine Maisfelder
im Wechsel mit dunkelgrünen Heilkräuterflächen
gegen den verschwommenen Himmel abzeichnen
wie ein geheimnisvoll orientalisches Land, –
jetzt, in diesem Ort,
steht eine Truhe voll Manuskripte von einem der vielen dichtenden Jungen.
Das Wichtigste in meinem Leben ist meine Mutter gewesen
– (ihr hat sich erst jetzt Ninetto hinzugesellt).
1942, in einer Stadt, wo mein Heimatort so sehr er selbst ist,
daß er ein Märchenort sein könnte, mit der großen Dichtung des Undichterischen,
wimmelnd von bäuerischen Menschen und Kleingewerbe,
viel Wohlstand,
guter Wein, gutes Essen,
gebildeten Menschen und grobschlächtigen, ein bißchen vulgär, aber mit Herz,
in dieser Stadt hab ich mein erstes Gedichtbändchen veröffentlicht,
mit dem damals konformistischen Titel *Gedichte an Casarsa*,
gewidmet, aus Konformismus, meinem Vater,
der es in Kenia erhalten hat,
– er war dort in Gefangenschaft; ein unwissendes, unkritisches Opfer

des faschistischen Kriegs.
Es hat ihm unendliche Freude gemacht, das weiß ich, es zu erhalten:
große Feinde waren wir,
doch unsere Feindschaft war Teil des Schicksals, sie stand außerhalb von uns.
Und als Ausdruck unseres Hasses, unabwendbarer Ausdruck,
Ausdruck einer wissenschaftlichen Untersuchung, die nicht irrt,
– *die nicht irren kann* –
war dieses ihm zugeeignete Buch
im Dialekt von Friaul geschrieben!
Im Dialekt meiner Mutter!
Im Dialekt einer kleinen
Welt, die er nichts als verachten
– oder doch nur mit der Geduld eines Vaters hinnehmen konnte ...
Und das wegen eines vorausgegangenen Widerspruchs:
eines von der Art, wiederum, den die Wissenschaftler nicht verraten können!
Er hatte sich verliebt, wo dieser Dialekt gesprochen wurde.
Verliebt, in meine Mutter.
So hatte durch sie diese kleine, miese Welt
aus Bauern, fast schwarzafrikanisch, die er verachtete,
ihn zum Sklaven gemacht:
doch auch dieses Mal wußte er's nicht.
Er wußte nicht, daß seine Herrin diese Liebe war,
die durch eine Kindfrau (meine Mutter!),
schön, mit schönem Hals, mit dem unendlich unschuldigen Wesen
eines Engels, nicht für ein Leben außerhalb der ländlichen Welt und der Felder
geschaffen,
alle seine moralischen Gewißheiten zunichte machte,
Gewißheiten eines armseligen Mannes, der doch berufen war, der Herr zu sein.
So war dieser Dialekt
jetzt teuflisches Zeug.
Er war der Kern für tausend Widersprüche.
Der brennendste davon lag in dem Umstand, daß er nicht zugegeben werden konnte:
er war durch die Drucklegung geheiligt
und durch die weißen Seiten eines Gedichtbands,
dessen Verfasser der zwanzigjährige Sohn war.
So konnte nicht einmal die Prüfung beginnen,
weil diese Widersprüche
nicht annehmbar waren; wie schwarze Wolken hingen sie
wie schreckenerregendes Donnerrollen, Anzeichen für völlige Besiegung und Tod,
über dem lichthellen Horizont des Stolzes eines gefangenen Vaters.
Nun gut, am Ende des Kriegs
kehrte er nach Italien zurück, mit dem Bändchen „friaulischer“ Verse im Gepäck.
Heiliges Erinnerungsstück, Familienandenken, Bescheinigung auch
künftiger Größe.
Hinzufügen muß ich, daß mein Vater den Faschismus guthieß.
Und hierin liegt der zweite Widerspruch, der öffentliche:
Der Faschismus duldet die Dialekte nicht; Zeichen waren sie
für die nicht erreichte Einheit dieses Landes, in dem ich geboren wurde,

unannehmbare, schamlose Realitäten im Herzen der Nationalisten.
Deshalb wurde mein Buch in den offiziellen Zeitschriften nicht rezensiert.
Und Gianfranco Contini mußte seine Besprechung
(die literarische Freude, sie ist die größte in meinem Leben)
an eine Zeitung in Lugano schicken.
Mit dem Ende des Faschismus begann das Ende meines Vaters.
Das mit dem Faschismus ist ein Alibi, mit dem ich auch meinen ungerechten Haß
rechtfertige gegen diesen armen Menschen: und trotzdem muß ich sagen, daß es Haß ist,
auf schreckliche Weise vermischt mit Mitleid.
Jetzt, wo ich unverdienterweise vierundvierzig Jahre alt bin,
etwa das Alter, das er hatte zur Zeit meiner ersten Gedichte,
sehe ich ihn außerhalb meiner eigenen Geschichte,
in einer Sache, die mir gänzlich fremd ist,
bei der ich als schuldbeladener objektiver Held erscheine.
Denn *ich muß* daran erinnern,
daß ich bei meiner anfänglichen Liebe zu meiner Mutter
Liebe auch für ihn empfand: und sinnliche Begierden.
Ich muß mich an meine ersten Kinderschritte mit drei Jahren erinnern,
in einer gottverlassenen Stadt in den Bergen,
wo der Wind schon leicht österreichisch wehte,
nahe der Quelle eines Flusses; dessen Name klang wie ein Krieg, ein Museum
und wie Elend,
ein Fluß, himmelblau, zwischen großen Kieseln am Fuß einer Bergkette,
meine Kinderschritte am Rand einer Straße,
von einer Sonne beschienen, die nicht Teil meines Lebens war,
sondern des meiner Eltern,
auf den Straßenrand zu, wo mein Vater, ein junger Mann,
urinierte ...
Hinzufügen muß ich, um diese Geschichte zum Abschluß zu bringen –
die wenig zusammenhängend ist in der Gesamtstruktur meines Gedichts –
daß die friaulischen Verse meine schönsten sind
(zusammen mit denen, die ich mit dreiundzwanzig, vierundzwanzig schrieb,
später veröffentlicht unter dem Titel *La meglio gioventù*,
und auch den zeitgenössischen italienischen Gedichten
entsprungen aus jener tiefen friaulischen Elegie
eines Selbstverstümmelers
und Exhibitionisten und Onanierers,
zwischen Maulbeerbäumen und Weinbergen, gesehen mit den lautersten Augen
der Welt);
die Gedichte tragen den Titel *Die Nachtigall der katholischen Kirche*,
und ihr Oberton ist noch immer grauenhafte und feine
Musik, die, von dorther, mich verzaubert und rückwärts zieht.
Anderes kann ich euch nicht sagen
von meinem Aufenthalt
in diesem Ort der Gewitter und Primeln,
ein bißchen Orient an den kleinbürgerlichen Grenzen zu Österreich:
vielleicht werden sich ja italienische faschistische Journalisten damit beschäftigen
oder einfach auch antikommunistische.

Ich floh mit meiner Mutter, einem Koffer und ein paar Juwelen, die sich
als unecht herausstellten,
in einem Zug so langsam wie ein Güterzug,
durch die friaulische Ebene, bedeckt von einer feinen, harten Schicht Schnees.
Wir fuhren nach Rom.
Wir fuhren, ließen meinen Vater aber
neben einem Kanonenöfchen zurück,
mit seinem alten Soldatenmantel
und seinen furchtbaren Wutausbrüchen eines Zirrrosekranken mit Paranoiasyndromen.
Ich habe diese
Seite eines Romans durchlebt, die einzige meines Lebens:
ansonsten
habe ich in einem Gedicht gelebt, wie jeder Besessene.
Ich hatte unter meinen Manuskripten auch meinen ersten Roman:
es waren die Zeiten der „Fahrraddiebe“,
und die Literaten begannen, Italien zu entdecken.
(Jetzt bin ich kein Literat mehr,
den anderen weiche ich aus, ich habe nichts gemein
mit ihren Preisen und ihrer Presse).
Wir kamen in Rom an,
ein gutmütiger Onkel half uns dabei,
der mir etwas von seinem Blut vererbt hat:
ich lebte, wie ein zum Tod Verurteilter,
immer *mit dem einen Gedanken*, wie etwas, das einem anhaftet,
– Ehrlosigkeit, Arbeitslosigkeit, Elend.
Mit meiner Mutter kam es eine Zeitlang soweit, daß sie Hausangestellte wurde.
Und von diesem Schlag werde ich mich niemals erholen.
Denn ich bin kleinbürgerlich und habe die Fähigkeit nicht, wie Mozart zu lächeln
...
In einem Film – sein Titel: *Große Vögel, kleine Vögel* –
hab ich, ganz ernsthaft, die Opera buffa versucht, das höchste Ziel eines Schriftstellers,
– doch ist es mir nur teilweise gelungen,
weil ich kleinbürgerlich bin
und dazu neige, alles zu dramatisieren.
Wie ich Marxist geworden bin?
Nun denn ... ich ging zwischen weißen und blauen Frühlingsblümelein hin,
diejenigen, die gleich nach den Primeln hervorsprießen,
– und kurz bevor die Akazien sich mit Blüten bedecken,
riechend wie menschliches Fleisch, das sich bei linder Wärme
in schönster Jahreszeit zersetzt –
und schrieb an den Ufern kleiner Weiher,
die man dort, im Heimatort meiner Mutter, mit einem jener
unübersetzbaren Namen als „fondo“ bezeichnet,
mit anderen Jungen, Söhnen von Bauern,
die dort unschuldig badeten,
(denn gleichmütig waren sie ihrem Leben gegenüber,
wogegen ich glaubte, ihnen wäre bewußt, was sie waren)
schrieb die Gedichte von *Die Nachtigall der katholischen Kirche*:

das war 1943.

1945 lag die Sache ganz anders.

Diese Söhne von Bauern, etwas größer geworden,
hatten sich eines Tages ein rotes Tuch um den Hals gebunden
und sind zur Bezirksstadt marschiert,
mit ihren venezianischen Türen und kleinen Palästen.
So bekam ich zu wissen, daß sie Tagelöhner waren,
und daß es folglich auch Herren gab.

Ich stand auf der Seite der Tagelöhner und las Marx.

[...]

Groß ist dein Spiritualismus, Amerika!

Aber er wird noch größer sein, wenn ihm erst einmal die Unschuld genommen ist!

Ich liebe Ginsberg:

lange schon habe ich keine Gedichte mehr eines Bruderdichters gelesen –
ich glaube, seit der Zeit in dem Ort mit den Gewittern und Primeln,
als ich die griechischen Gesänge von Tommaso und Machado las.

Es gibt keinen freien Künstler, nirgendwo.

Er ist ein lebender Protest.

Pound geht ins Gefängnis wie Siniawski und Daniel,

und Herr Lennon hat für Skandal bei allen gesorgt, ich glaube auch bei den Russen.

[...]

Was mich angeht,

einem Unschuldigen wird nie geglaubt,
und im übrigen ist er zu sehr beschäftigt mit seiner Erinnerung
an einen blauen Fluß zwischen Kieselsteinen am Fuß einer Bergkette,
der in der Sonne seiner Eltern dahinfließt,
durch andere Leben,

durch Leben, die anders interpretiert wurden,

mit einer anderen Bedeutung des Lebens,

das auch nicht das der Träume ist,

wenn unser Leben nichts als ein Schatten ist auf
unserem wirklichen Leben, das wir nicht kennen.

In Rom, von 1950 bis heute, August 1966,

habe ich nur gelitten und unermüdlich gearbeitet.

Ich habe Unterricht gegeben nach dem Jahr ohne Arbeit und dem Ende meines Lebens,

in einer kleinen Privatschule, für siebenundzwanzig Dollar im Monat:

unterdessen war mein Vater

nachgekommen,

doch sprachen wir nie über die Flucht, meine Flucht und die meiner Mutter.

Sie war etwas Normales, eine Umsiedlung in zwei Phasen.

Wir wohnten in einem Haus ohne Dach, ohne Verputz,

ein erbärmliches Haus, am äußersten Stadtrand, nicht weit von einem Gefängnis.

Handbreit Staub gab's da im Sommer und Morast im Winter.

Aber es war Italien, das nackte, quirlige Italien,

mit seinen Jungen, seinen Frauen,

mit seinen Jasmindüften und armseligen Suppengerüchen,

den Sonnenuntergängen über den Feldern am Aniene, den Bergen von Müll,

und, soweit es mich betrifft,

meinen unversehrten Träumen von Dichtung.
Alles konnte in der Dichtung eine Lösung finden.
Mir kam es vor, daß Italien, seine Beschreibung und sein Schicksal,
davon abhinge, was ich darüber schreiben würde,
in Versen, die unmittelbar von einer nicht mehr nostalgischen
Realität durchtränkt waren, so als hätte ich sie mir im Schweiß erobert.
Bedeutungslos war die Tatsache, daß ich Kultur besaß und Liebe,
viel wichtiger war, daß ich, an manchen Tagen,
nicht einmal hundert Lire hatte, um mich beim Barbier rasieren zu lassen:
meine billige Figur, wiewohl unsicher und verrückt,
glich in solchen Augenblicken in mancher Hinsicht
der jener Leute, in deren Mitte ich wohnte:
darin waren wir nun ausgesprochen Brüder oder doch wenigstens gleich.
Daher, glaube ich, konnte ich sie sehr verstehen.

[...]

Ich aber schreibe nur ein Gedicht,
bio-bibliographisch; kehren wir zum Thema zurück:

Ragazzi di vita und *Vita violenta*
sind die Titel meiner beiden Romane,
die den italienischen Rassenhaß beobachtet haben.
Geschrieben in der Mitte der Fünfziger Jahre.

Die Titel meiner Gedichtbände,
die gleichzeitig entstanden sind, lauten:

Gramsci's Asche,
Die Religion meiner Zeit,
Gedicht in Form einer Rose.

Im letzten Band ist dann etwas aufgebrochen:
vielleicht die mir noch nicht direkt bewußte Präsenz
der neuen amerikanischen Linken.

Fälschlicherweise habe ich auch dem Engagiertsein abgeschworen,
denn ich weiß, daß Engagiertsein unumgänglich ist,
heute mehr denn je.

Und heute, sag ich euch, darf man sich nicht nur schreibend engagieren,
sondern mit dem Leben:

dem Skandal muß man standhalten
und der Wut, mehr denn je,
arglos wie Tiere an der Schlachtbank,
dumpf wie Opfer:

lauter denn je muß die Verachtung
für die Bourgeoisie ausgesprochen werden, gebrüllt werden muß gegen ihre Vulgarität,
gespuckt werden auf ihre Irrealität, die sie zur Realität erkoren hat,
sich zu keiner Tat und keinem Wort

des totalen Hasses gegen sie hinreißen lassen, ihre Polizei,
ihre Richter, ihr Fernsehen, ihre Zeitungen:
und hier

möchte ich, kleinbürgerlich wie ich bin und alles dramatisierend,
so wohl erzogen von meiner Mutter in der sanften, scheuen Seele
der bäuerlichen Moral,

ein Loblied schreiben
auf den Schmutz, auf das Elend, auf die Droge und den Selbstmord:
ich, privilegierter marxistischer Dichter,
der ideologisches Rüstzeug und Waffen besitzt, um zu kämpfen,
und ausreichend Moral, um den reinen Skandalakt zu verurteilen,
ich, grundanständig,
schreibe dieses Loblied, weil die Droge, der Ekel, die Wut,
der Selbstmord
die einzige Religion, die einzige verbliebene Hoffnung sind:
reiner Protest und Aktion,
an denen man das gigantische Unrecht der Welt mißt.
Nicht erforderlich ist es, daß ein Opfer wisse und spreche.
1960 habe ich dann meinen ersten Film gedreht, der
den Titel trägt *Accattone*.
Warum ich von der Literatur zum Film gewechselt habe?
Dies ist, in der zu erwartenden Frage eines Interviews,
eine unvermeidliche Frage und ist es auch gewesen.
Ich antwortete stets: weil ich die Technik wechseln wollte,
weil ich eine neue Technik brauchte, um Neues zu sagen,
oder, andersherum, weil ich immer dasselbe sage, und deshalb
die Technik ändern mußte: je nach Variante der Obsession.
Doch war ich nur teilweise aufrichtig, als ich diese Antwort gab:
die Wahrheit lag in dem, was ich bis dahin gemacht hatte.
Dann wurde mir bewußt,
daß es sich nicht um eine literarische Technik handelte, als gehörte
sie quasi zu derselben Sprache, mit der man schreibt:
sondern sie selbst war eine Sprache ...
Und da nannte ich die dunklen Gründe,
die meine Wahl entschieden:
wie oft habe ich voller Zorn und voreilig gesagt,
daß ich auf meine italienische Staatsbürgerschaft verzichten wollte!
Nun, wenn ich die italienische Sprache aufgegeben hätte und mit ihr,
nach und nach, die Literatur,
hätte ich auf meine Nationalität verzichtet.
Ich hätte meine kleinbürgerliche Herkunft geleugnet,
ich hätte allem den Rücken gekehrt, was den Italiener ausmacht,
ich hätte naiv protestiert, indem ich eine Abkehr inszeniert hätte,
die mich, im Augenblick der Demütigung und Kastration,
hoch herausgehoben hätte. Doch war ich nicht ganz
aufrichtig, immer noch nicht.
Denn der Film ist nicht nur eine sprachliche Erfahrung,
sondern ist, insofern er eine Suche nach Sprache ist, eine philosophische Erfahrung.
Eines Tages ging ich, wie ein Fisch außerhalb der Reuse,
in der trockenen Luft
der Umgebung eines menschenleeren Vorgebirgs spazieren, krank
in der Bläue,
und jetzt sage ich euch, was mit mir los war und wie die Dinge wirklich lagen.
An diesem Tag ging ich eine ausgetrocknete Straße entlang,

Hände und Hirn waren genauso ausgetrocknet; ich sage euch,
nur der Bauch war lebendig, wie dieses Vorgebirge in sinnloser Bläue.
Alle Mythen waren zerbrochen und verwest, doch auf dem Vorgebirge zumindest
lebten noch ein paar.
Kurzum, getrieben von meinem lebendigen Bauch und meiner Kurzsichtigkeit,
lenkte ich mich in der ausgetrockneten Sonne,
über ein bißchen Asphalt,
zwischen noch sommerlich aussehende häßliche Herbststräucher,
auf ein einsames, sonnenbeschienenes Landhaus zu,
mit den lebhaften Mustern alter Gemäuer, mit alten Pflöcken alten
Netzen und alten Lattenzäunen, blau und weiß,
– wir sind in Italien – wo die mit Regen vermischte Sonne stank.
Dort drinnen war ein düsterer Junge, mit einer Schürze (glaube ich mich zu erinnern)
und dem dichten

Haar einer Frau,
blaß die Haut und straff, eine gewisse wahngeschlagene Unschuld in den Augen,
eines hartnäckigen Heiligen, eines Sohnes, der sich genau wie die Mutter bewegt.
Wie heißt du, was machst du, gehst du zum Tanzen, hast du 'ne Freundin,
verdienst du genug,
das waren die Themen, mit denen ich vor dem ersten Ansturm
der alten Begierde der heißen Nachmittagsstunde zurückwich wie ein Dörrfisch.
Ihr habt mein Evangelium gesehen.
Ihr habt die Gesichter meines Evangeliums gesehen.
Ich durfte keinen Fehler begehen, denn manchmal, beim Drehen, muß man
schnelle Entscheidungen fällen,

innerhalb weniger Minuten:
ich habe mich niemals in Gesichtern geirrt,
[...]
weil meine Begierde und meine Scheu
mich gezwungen haben, meinesgleichen gut zu kennen.
Ich kannte in wenigen Minuten auch ihn,
den Armen, vom Dämon Besessenen aus dem sonnenumbrandeten Landhaus.
Der Winter kam,
[...]
und er stand ihm im Gesicht,
mit seiner Finsternis und seinen stillen Häusern, mit seiner Keuschheit.
Ich zog mich zurück.
Doch nicht so schnell, daß er nicht, wie eine Frau,
den Schrecken vor dem Vater spürte, der anderen Vätern nicht ähnlich war,
die, ihn zum Gehorsam zwingend, die Welt gegründet hatten.
Nun, zuerst glaubte ihm irgendein kleiner Amtsmensch
dieses menschenlosen, von den Bürgerlichen Roms
überrannten Vorgebirgs, Idioten, an Normen Klebenden.
Dann glaubte ihm irgendein Kommandant der Carabinieri,
dessen Gesicht von einem armselig mondänen Schicksal zertreten war.
Ihm glaubte ein Untersuchungsrichter,
in dessen Augen der gleiche unmenschliche
und verängstigte Ausdruck lag wie in den kleinen Palästen

aus dem neunzehnten Jahrhundert jenes Viertels,
wo er seinen Geschäften nachging.
Ihm glaubte schließlich auch der Gerichtspräsident,
der mich verurteilte,
sei es auch nur auf zwanzig oder dreißig Tage, der Form halber.
Der Junge mit der Blässe eines Heiligen hatte erzählt,
in sein Geschäft sei an dem bewußten Sonntag
ein Bandit eingetreten, mit schwarzem Hut,
er habe sich ein Paar schwarze Handschuhe übergestülpt,
eine Pistole geladen mit goldener Kugel,
ihn zum Aufgeben gezwungen
und aus seiner Schublade an die drei Dollar genommen.
Im Hinausgehen dann hatte er ihn bedroht,
denn er, der Überfallene, hatte, um sich zu verteidigen, nach einem Messer gegriffen.
Diese Dinge habe ich euch
in einem undichterischen Stil erzählt,
damit du mich nicht liest wie einen Dichter.
In Italien gab es dann einen gewissen Salvatore Pagliuca,
Senator irgendeiner Partei,
ihn gab es unten, in Levis Süden, in Dörfern,
die von den Überschwemmungssonnen ausgetrocknet waren,
wo herrliche Olivenbäume
und herrliche Ginsterbüsche wachsen.
In Unkenntnis der Olivenbäume und Ginsterbüsche,
so wie ich in Unkenntnis war, daß es ihn gab,
sah dieser Signor Salvatore Pagliuca,
meine Geschichte über Accattone und fühlte,
daß ein Schwarzhäariger mit blitzenden Zähnen, wie ein gefährlicher Wolf
mit edlen Fängen,
Salvatore Pagliuco hieß.
Er fühlte sich angegriffen, machte mir den Prozeß, gewann ihn
und erhielt viele Millionen Lire Schmerzensgeld.
Diese Sache habe ich dir
in einem undichterischen Stil erzählt,
damit du mich nicht liest wie einen Dichter.
An einem Tag zu Anfang der Sechziger Jahre
(die Zeit, in der sich dies alles ereignete)
übergab ich einem kleinen Filmkönig mit Namen Amato und seinem Partner
Amoroso
ein Drehbuch, das den ländlichen Titel trägt:
Ri cotta.
Vielleicht habt ihr diesen Film von mir
beim New Yorker Festival vor einigen Jahren gesehen.
In diesem Szenario,
das geschrieben ist wie ein Schriftsteller schreibt,
gibt es ein paar nicht ganz harmlose Wörter
und wenig Anmutiges über die Religion der katholischen Bourgeoisie.
Aus einem der vielen Gründe in meinem Land, das du, Filmkritiker, gut kennst

platzte der Film, Loved starb
und Loving
strenge einen Prozeß gegen mich an,
indem er behauptete, mein Drehbuch
sei zu schroff für das Durchschnittspublikum,
deshalb habe er seinen Film nicht drehen können.
Das ist, als würde Mr. Crawther
Mr. Levin auf Bitten dieses letzteren
ein gar zu rosarotes Manuskript überreichen, das bestenfalls für Höhere Töchter Schulen
taugt,

und Mr. Levin, der persönliche Gründe hat,
es nicht gut zu finden,
ihm einen Prozeß anhängt, weil das übertriebene Rosarot
in Crawthers Drehbuch, des sanften Crawther,
ihn daran gehindert habe, den Film zu drehen, den er wollte.
Auch diesen Prozeß habe ich verloren, und ich weiß nicht, wie viele zehn Millionen Lire
ich an Signor Loving zahlen muß,
der durch den ersten, für den Durchschnittsitaliener ungeeigneten
Drehbuchentwurf ruiniert ist.

[...]

aber ich hab's dir
in einem undichterischen Stil erzählt,
damit du mich nicht liest wie einen Dichter.
So ist die Achtung vor der Dichtung gesunken, die typisch ist
für die Welt der Kindheit, wo man an die Ewigkeit glaubt; Illusion,
welche die Nationalismen nicht mit Gräben durchzieht, unbewußt,
weil sie (mit kindlicher Leidenschaft) an die Absolutheit
der Sprache einer Nation glaubt; an ihren Gebrauch in Gesang und Musik
(die gleich hinter der Zollgrenze
absolut absurd ist); Illusion,
die auch die Logik und den Klassizismus nicht mit Gräben durchzieht,
(ein erbärmlicher Philolog kann zwischen Wort und Wort
– isoliert und ins Schweigen gerammt – den abgeschnittenen Diskurs rekonstruieren
einen armseligen Diskurs
ohne Ideen, ohne Religion, es sei denn der, letzten Endes,
nicht besonders religiöse Kultus der Dichtung in der Literatur).
Aber nicht nur ist
die Achtung vor dieser Dichtung gesunken,
die zur kleinen Geschichte meiner Zeit gehört,
(in die ich mich eingezwängt fühle,
ohne ein einziges Gesicht hervorholen zu können, auch das sonderbarste,
ein einziges Buch, auch das vergessenste),
sondern für die Dichtung schlechthin. Sie also ist es nicht, die zählt, nie.
Zumindest, wenn sie als Dichtung verstanden wird.
Die Sprache der Aktion, des Lebens, das man sich vorstellt,
ist so unendlich viel faszinierender!
Sie ist es, die sich neu schafft – kaum geschlossen –
aus einem Gedichtband: sie ist *vorher* und *nachher*;

dazwischen bewegt sich ein expressives Vehikel,
das sie hervorbringt, das ist alles. Hexerei.
Nur aufgrund der Sprache des Nicht-Ichs, das sich ausspricht
mit gleichem Recht, gleicher Stärke des Ichs,
verleiht sie dem Dichter
die Fähigkeit.

Doch der Beruf des Dichters als Dichter
wird immer unbedeutender. Ist es denn wirklich nötig,
diese lebendige Sprache einer konventionellen Sprache zuzuführen,
damit sie sich befreie, indem sie wieder zu dem wird, was sie ist, nämlich lebendig,
beim Leser?

Versteht er denn nicht, einen Dialog zu führen mit der Realität?
Liegt der bescheidene Wert des Dichters
in ihrer Wiederbeschwörung, wie er sie sieht? Ist das denn seriös?
Warum sinnt er nicht in der Stille über sie nach,
– *als Heiliger, und nicht als Literat?*

Dennoch: die Jugendlichen, was sollen sie sonst machen
an den Abenden in ihren Provinzstädten
oder auch in den großen Metropolen,
als über Literatur sprechen?

Mit ihren rebellischen Schritten auf eben entdeckten Straßen
voller geheimer Bedeutungen und Geschichte?

Die Literaten entdeckend, wie die Nutten oder die Mysterien
eines Viertels oder die Gepflogenheiten eines gesellschaftlichen Lebens,
das inzwischen zu ihnen gehört, wiewohl es das Leben der Väter ist
(die deshalb einen Krieg vorbereiten, um sie in den Tod zu schicken)

Mir diese Fragen stellend,
im Licht der Augustsonne im verlassenen Manhattan (wie ich euch sagte),
wird mir bewußt, daß ich (der nur durch die Literatur Dichter sein konnte)
kein Literat mehr bin.

Mir fällt es zu,
mich an kurze Hügel zu erinnern, an einem Fluß, der ebenfalls
blaues, ganz durchsichtiges Wasser führt, über kleine Steine,
zwischen Kieseln wie Beinfelder zuerst, zwischen Schwemmland,
von traurigem Grün, dann durch die Weinberge (wahnsinnig im Sommer, von [...],
verschwommene, fast orientalische Stille)

und schließlich durchs urbar gemachte Land; dessen Geruch
reicht aus, für zwei wilde Augen
und einen Schoß von wilder Reinheit die Verlorenheit hervorbrechen zu lassen,
die einen martert

und macht, daß man sterben will.

Auf diesen trostlosen Hügeln – wahre Friedhöfe, ohne Blumen –
kämpfte man gegen Faschisten und Deutsche, und mein Bruder,
wie ich schon sagte, hat dort seine neunzehn Jahre zurückgelassen,
wie ein kaum flügge gewordener Falke, und er flog so gut.
Das, was ihr mit einem leicht ironischen, doch unsympathischen Lächeln
(das euer fälschlich sicheres Gesicht, das von Kranken, verzerrt)
deutlich unterstreichend „Engagiertsein“ nennt,

hat für etwa fünfzehn Jahre
als Parasit auf dem Ruhm und dem Schmerz dieser Friedhöfe gehaust.
Das heißt, es war nicht da.
Erst jetzt beginnt es zu sein.
Jetzt, wo diese Friedhöfe ohne Blumen
ebenfalls ihre Blüte haben.
Auch mein Freund Moravia hat Angst,
vielleicht aus Furcht, unpopulär zu sein,
wenn er dies nicht verstehen will. Und mit ihm,
und noch viel schlimmer als er (der geheimnisvoll
den gleichmütigen Willen bekundet zu begreifen), alle anderen,
die in Italien
dem Namen und ihrer Funktion nach „Literaten“ sind.
Alle leugnen sie dieses Engagiertsein mit dem stillschweigenden,
neurotischen Willen, euch gefällig zu sein. Die einen zerknirschen sich,
die anderen wölben die Brust vor wie eine Nutte.
Ich will nicht zurückkehren zu diesen Hügeln,
nicht als Tourist, noch als Gräberbesucher, das soll klar sein.
Auch ich, auch ich hab sie vergessen.
Und zu Recht! In ihrer Tat und in ihrer Ideologie,
die diese Tat diktierte wie ein sublimer Katechismus,
hatte ich meine Rebellion als Jugendlicher.
Dort habe ich wohl
auch unauslöschliche Gewohnheiten
von Moral und Würde angenommen.
Doch kehre ich nicht dorthin zurück, an diese Orte, die dort sind, doch unsichtbar.
[...]
Ich will mich jetzt aber von meinen Beweggründen nicht hinreißen lassen,
das heißt von der Tatsache,
daß das „Engagiertsein“ nicht nur
noch nicht zu Ende ist, sondern überhaupt erst anfängt.
Noch nie war Italien hassenswerter.
Vor allem der Verrat der Intellektuellen,
mit diesem Revisionismus der Kommunistischen Partei, der Wolf,
der diesmal *wirklich* das Schaf ist – Genosse
Longo hatte im *Spiegel* das Schmeichelgesicht eines Literaten,
der verzweifelt so tut, als wäre er auf der Höhe der Zeit,
und so jede sich selbst erneuernde Gewalt des Kommunismus zurückweist:
ja, auch der Kommunist ist ein Bürgerlicher.
Dies ist längst die rassistische Form der Menschheit.
Vielleicht bedeutet gegen das alles
sich zu engagieren nicht unbedingt schreiben als Engagierter,
meine ich,
sondern leben.
Was meine künftigen Arbeiten betrifft,
wirst du eines Tages einen jungen Mann
in ein schönes Haus kommen sehen,
wo ein Vater, eine Mutter, ein Sohn und eine Tochter

als Reiche leben, in einem Zustand, der sich selbst nicht kritisiert,
als wäre es ein Ganzes, das Leben schlechthin;
auch ein Hausmädchen lebt dort (aus subproletarischen Orten); da
kommt der junge Mann,
schön wie ein Amerikaner,
und sofort verliebt sich als erste in ihn das Hausmädchen
und sie hebt die Röcke. Er schenkt ihr die süße,
schwere Rage seines Glieds. Dann verliebt sich
in ihn der Sohn; sie schlafen zusammen im Zimmer
des Jungen, mit den Resten aus seiner Kindheit; und auch dem Sohn
schenkt er sein seidenes Glied, das erwachsener ist und mächtiger;
und dasselbe Geschenk macht er, bereitwillig und großzügig,
denn er ist der Gebende, auch der Mutter
Anbeterin seiner Kleidungsstücke, seiner Hosen, seines T-Shirts,
seines Slips, die in einem Chalet
an einem heißen Sommertag am Tyrrenischen Meer zurückblieben;
und wieder dasselbe Geschenk macht er dem Vater und wird
zum Vater des Vaters – weil er, mit der zweideutigen Sanftheit einer Mutter
und, dem Namen nach, Vater –
dem Vater, der morgens aufwacht,
einen Schmerz schenkt, der ihn zweiteilt,
am Bauch, und entdeckt, als er aufsteht und ins Bad geht,
die stille Schönheit der vierten Stunde am Morgen,
als die Sonne schon scheint ... und entdeckt seine Liebe
mit der gleichen Verwunderung,
mit der er die Sonne entdeckt hatte:
eine Liebe wie die Ilja Iljitschs zu seinem bäuerlichen
Diener und Jungen; doch bewußt und dramatisch,
weil er, der alte Industrielle mit dem Gesicht
von Orson Welles, ein Kleinbürger ist und alles dramatisiert.
Dasselbe Geschenk seines Glieds macht er, in den Stunden
der väterlichen Krankheit – und noch vor dem Vater –
der vierzehnjährigen Tochter, die verliebt ist
in ihren Vater und ihn, den Liebe spendenden Burschen,
durch die verliebten Augen eben ihres Vaters entdeckt. Dann
geht der junge Mann fort:
das Ende der Straße, wo er verschwindet,
bleibt leer, für immer.
Und jeder, voller Erwartung, voller Erinnerung,
als Apostel eines nicht gekreuzigten, sondern verlorenen Christus,
erlebt sein Schicksal.
Es ist ein Theorem:
und jedes Schicksal ist ein logischer Folgesatz.
Das Schicksal ist das, was du kennst,
das jener Welt, wo du mit deinem unsympathischen
antikommunistischen Lächeln und ich mit meinem infantilen Haß
auf das Bürgerliche Brüder sind:
wir wissen doch alles darüber!

Wie eine Angstneurose entsteht,
und wie ein kleines vierzehnjähriges Mädchen als Opfer
im Bett einer Klinik endet,
mit so fest geballten Fäusten, daß nicht einmal ein Skalpell
sie aufbrechen könnte;
und wie ein Junge mit sich selbst spricht wie ein Verrückter,
malt und neue Techniken erfindet,
bis er
zu einem Giacometti, einem Bacon geworden ist,
mit dem Spektakel seiner gegenständlichen Geister,
Symbole für die Tragödie der Welt in einer kranken,
elend riechenden Seele der kleinlichen Mißgunst des Übels; wie
eine Frau in mittleren Jahren, schön noch und gepflegt,
den Christus der Kirche nicht zu vergessen versteht
und zugleich, ist sie erst einmal verloren,
der Begierde nicht zu widerstehen vermag, sich erneut zu verlieren,
und darum mit problemlosen Jungs lebt und christlichen Ängsten;
und wie, zum Schluß, ein Vater,
der das Leben verwechselte mit dem Besitz,
einmal besessen,
das Leben verliert und es wegwirft: also seinen Besitz
– eine Fabrik am Rande der Großstadt –
verschenkt an seine Arbeiter, sich in der Wüste verliert
wie die Juden.
Fälle von Bewußtsein, alle [...].
Doch das Hausmädchen stattdessen wird eine heilige Irre,
sie geht in den Hof ihres früheren subproletarischen Hauses,
schweigt, betet und vollbringt Wunder,
heilt Leute,
iß Brennesseln nur, bis ihre Haare grün werden,
und läßt sich, um zu sterben,
schließlich unter Tränen von einem Bagger begraben,
und ihre unter dem Schlamm hervorquillenden Tränen
werden zu einer wundertätigen Quelle.
Vor dem Vater und der Mutter
im irdischen Paradies gab es einen Ersten Vater,
in seiner Innerlichkeit haben wir vor allem gelebt.
Danach aber war das Wichtigste die Liebe der Mutter,
mit der wir uns identifiziert haben,
weil wir nicht leben können, ohne uns
mit jemandem zu identifizieren. Daher können wir uns
keine Liebe vorstellen, die nicht mütterliche Zärtlichkeit besitzt.
Dieser erste Vater hat somit die Zärtlichkeit einer Mutter.
Doch in einer bürgerlichen Familie
ist er nur noch imstande,
moralische Dramen zu entfesseln.
Die Religion, die Religion des direkten Verhältnisses zu Gott
gehört noch zu einer Welt, die vor aller Bürgerlichkeit liegt.

Die Arbeiter schauen zu.

[...]

Verschweigen werde ich dir, Freund, was ich, in Stasima und Episoden
und Chören an Stelle von Überblendungen
über die Wortlosigkeit des Pylades schreibe,
die zum Aufstand wird,
zum Verrat

gegenüber dem Jugendfreund mit dem aufragenden Glied,
Orestes, der sozialistische Prinz,
und die Degenerierung einiger der geläuterten
und abgeschiedenen Furien auf den festgeschmückten, sich im Himmel
verlierenden Berge

die Rückkehr dieser in ihren alten Zustand versetzten Furien
in die durch sie vom Königtum befreiten Stadt;
der Niedergang Elektras,
sie Tochter, die den Königsvater liebte und jetzt Faschistin ist,
wie man Faschist ist im dunklen Bedauern verfehlter Ursprünge;
Pylades' Flucht auf die Berge der Furien, jetzt Eumeniden geworden,
die Göttinnen der Partisanen
und der unerwarteten Liebe, die einen Partisanen mit einem anderen verbindet;
die Vorbereitung des Kampfs
und die Rückkehr an die Spitze eines ungesetzlichen Heers,
– das geheimnisvolle Heer der Berge;
die Allianz zwischen Elektra, der Faschistin, und Orestes, dem Liberalen
und Befürworter von Reformen
in der opulent gewordenen Stadt;
die Intervention Athenes,
welche Elektra und Orestes beschützt, Kinder der Vernunft,
und sie vereint, indem sie das Heulen
der antiken Furien unterbindet, die durch die Stadt streifen;
die Unsicherheit Pylades'
angesichts der reich gewordenen Stadt,
die seiner nicht mehr bedarf;
seine Begegnung
in der Nacht vor der Schlacht
mit dem alten Freund aus Jugendtagen,
der jung geblieben ist
und schön wie zur Zeit des Beginns ihrer Liebe,
als die Frauen ihnen unbekannt waren;
und ihre Hingabe an Gespräche über die Liebe und über die Seele,
die nicht das Geringste zu tun haben mit der jetzt geltenden Wirklichkeit
die sie miteinander verbindet;
und schließlich Pylades' Einsamkeit
am Ende der Nacht,
wenn er, vor Tag noch, eine Entscheidung treffen muß.
Und glaubst du,
man können einen Traum haben, sich seiner nicht erinnern,
und dennoch des Traumes wegen sein Leben verändern?

Glaubst du, daß ein Vater einen Traum haben kann, in welchem
er sieht, wie er seinen Sohn liebt,
ich weiß nicht, unter welchem Gewand,
ob der Vater selbst als Junge oder als ein Fremder,
welcher der Vater des Vaters (Junge) ist,
oder die Selbstidentifizierung mit der eigenen Mutter ... Niemand,
auch ich nicht, wird diesen Traum jemals kennen.
Doch der Vater hat deswegen sein ganzes Leben verändert.
Erinnerst du dich an Herakles,
der seinen Sohn bittet, alle die seiner Gefährten zu rufen, die die
kräftigsten sind, und ihn auf ihren Schultern zu tragen,
auf den Gipfel des Bergs nicht weit von der Stadt,
den Berg der Stadt, dem Wallfahrts- und Abenteuerziel für Jungen,
wie's in den vorindustriellen Welten vorkommt?
Und dort oben angekommen, sollten der Sohn und die anderen Jungen
für ihn den Scheiterhaufen aufschichten
und ihn sterben lassen?
Tritt ein in diesen Traum, wenn du Vater bist.
Du, Vater, der du möglicherweise unschuldig ein Komplize bist
der Väter,
die sich der Söhne zu entledigen suchen,
indem sie sie in Kriege schicken, die gekämpft werden
an Orten des Alibis, dem Fernen Osten der Geschichte.
Hier, zum einzigen Mal,
will der Vater nicht den Tod des Sohns, sondern seine Liebe.
So wird er zum Sohn, und im Sohn, im Jungen, sieht er den Vater vielleicht,
und liebt ihn, er will ihn nicht töten, sondern getötet werden,
nicht ihn besitzen, sondern von ihm besessen werden.
Ja, doch dieser Vater ist ein Bürgerlicher unserer Welt,
er hat ein Industrieunternehmen am Fuß der Berge von Brianza
(festlich geschmückt im Himmel
und sich im Himmel verlierend):
wie könnte er die Konsequenzen dieses übrigens nicht erinnerten Traums akzeptieren?
Er wird sie akzeptieren, indem er sie verzerrt. Wissend und nicht wissend.
Er wird sich nackt vom Sohn auf der Mutter ertappen lassen.
Vorwände wird er suchen, um den Sohn zu verletzen
und dann sich selbst verletzen zu lassen.
Den Sohn wird er angreifen,
um ihn an sich zu ziehen
und der Mittelpunkt seines Lebens zu werden.
Bis der Sohn, der mozartleichte Sohn,
Pazifist, Kriegsdienstverweigerer,
das reiche Zuhause verläßt,
nachdem er von seinem delirierenden Vater eine Liebeserklärung vernommen hat.
Hassen wird er ihn nicht – sag ich dir –, der Junge,
(einer jener neuen Jungen, die viel besser sind als wir),
und wenn er dazu in der Lage wäre,
würde er dem bettelnden Vater all sein Gold hergeben,

würde ihn besitzen, wie ein Junge aus dem Volk
den für ein paar Dollars besitzt, der nicht die Kraft hat, ein Mann zu sein
und ihn daher anruft wie einen Erlöser ...
Er geht fort, auf den Straßen der Welt,
mit einem Mädchen,
nichts anderes als eine Nutte, mit einem Freund:
nie wird man wissen, wem seine Liebe gehört,
obwohl er gewiß sein Gold
auf den Schoß des Mädchens herabsenkt.
Der Vater kommt, lauert ihm auf, findet ihn, korrumpiert das Mädchen,
beobachtet hinter der Tür ihren Liebesakt,
entdeckt, was der Sohn
hat ohne Geheimnis, wie's jeder hat,
und doch ist es schrecklich unerträglich geheimnisvoll in ihm.
Nicht kann der Vater leben, nachdem er diese Liebe gesehen,
tritt ein, trifft den Sohn tödlich,
der, dem Leben einen Gruß zuwerfend, weinend
das Zimmer verläßt von einem der tausend Beischläfe seines Lebens.
Er stirbt. Und über ihn, den Toten, beugt sich der Vater und knöpft
seine über dem makellos strahlenden Turnhemd geöffnete Hose zu.
Nach vielen Jahren, wie in einem Hintertreppenroman,
beendet der Vater den langen Traum seines Lebens,
indem er auf einem Bahnhofsdamm träumt,
wie in einem Vers von Ginsberg.
Das ist's.
Das sind die Werke, die ich schaffen möchte,
die mein künftiges Leben sind – auch mein vergangenes
– und gegenwärtiges.
Du weißt, [...] ich hab's dir gesagt, alter Freund, du etwas
vom Sohn eingeschüchterter Vater, anderssprachiger,
mächtiger Gast von bescheidener Herkunft,
daß nichts vergleichbar ist dem Leben.
Daher will ich nur leben,
obgleich ich Dichter bin,
denn das Leben drückt sich nur durch sich selbst aus.
Ich möchte dies durch Beispiele verdeutlichen.
Meinen Körper in den Kampf werfen.
Doch wenn die Aktionen des Lebens ausdrucksstark sind,
ist auch der Ausdruck Aktion.
Nicht dieser Ausdruck von mir, dem verzichtleistenden Dichter,
der nur Dinge sagt
und die Sprache gebraucht wie du, armes, direktes Werkzeug;
sondern der von den Dingen abgelöste Ausdruck,
zu Musik verwandelte Zeichen,
die gesungene, dunkle Dichtung,
die nichts ausdrückt außer sich selbst,
aufgrund eines barbarischen, erlesenen Gedankens, demzufolge sie
geheimnisvoller Klang sei

in den mündlichen Zeichen einer Sprache.
Ich habe meinen Altersgenossen und auch den Jüngeren
diese barbarische, erlesene Illusion überlassen: ich spreche mit dir ganz brutal.
Und weil ich nicht zurückkehren
und so tun kann, als wäre ich ein barbarischer Bursche,
der seine Sprache als die einzige Sprache der Welt ansieht
und aus ihren Silben musikalische Geheimnisse heraushört,
die nur seine Landsleute, ihm ähnlich in Charakter
und literarischem Wahnsinn, heraushören können
– als Dichter bin ich Dichter der Dinge.
Die Aktionen des Lebens werden lediglich mitgeteilt,
und sie werden die Dichtung sein,
weil, laß es mich wiederholen, es keine andere Dichtung gibt als die reale Aktion
(du zitterst nur, wenn du sie wiederfindest
in Versen oder in einer Seite Prosa,
wenn ihre Beschwörung vollkommen gelungen ist).
Dies tue ich nicht mit Freude.
Immer werde ich die schmerzliche Erinnerung an diese Dichtung haben,
die selbst Aktion ist in ihrer Ablösung von den Dingen,
in ihrer Musik, die nichts ausdrückt,
es sei denn die dürre, erhabene Passion ihrer selbst.
Gut denn, ich gestehe dir, bevor ich dich verlasse,
daß ich Schreiber von Musik sein,
mit Instrumenten leben möchte
im Turm von Viterbo, den zu kaufen mir nicht gelingt,
in der schönsten Landschaft der Welt, wo Ariost
irre geworden wäre vor Freude, wenn er gesehen hätte, mit wieviel
Unschuld aus Eichen, Hügeln, Gewässern und Gräben er hier wiedererstand,
und dort Musik komponieren,
die einzig ausdrucksstarke Aktion
vielleicht, hoch und undefinierbar wie die Aktionen der Wirklichkeit.

(1966)